

Ein heiliger Abend

Erst hatte ein eisiger Nordwest über das Moor gebliffen. Hagelang. Er übersprang die hohe Mauer des Lagers und der ebenso hohe Stacheldrahtzaun war ein glitzerndes Gespinnst von Rauhfleiß geworden. Die Gefangenen des Lagers standen in der Kießgrube am Rande des Tannentalbes, der kristallinen Funkele, und hackten. Manchmal sprühten die Funken auf dem hartgefrorenen Grund; der Klang der Pödel war hart und schrill. Es war widerförmig, bei diesem Frost Kieß zu graben, aber darüber hatte nicht die Vernunft zu bestimmen.

Die Posten, in lange Fellmäntel gehüllt, schritten auf und ab. Ihre finsternen Gesichter wurden durch die schwarzen Stahlhelme noch finsterner. Die Karabiner hingen über die Schultern. Es war nicht schön, Posten zu brennen, indes ein Teil der schwarzen Keufelgarde — Es genannt — sich schon im Weihnachtsurlaub befand. Darum waren die Dagebliebenen finsterner und flüchten; sie hehnten die Gefangenen, damit ihnen selber warm würde.

Auf dem weiten Exerzierplatz bei den Gefangenenbaraden ging ein Teil der politischen Häftlinge im weiten Halbkreis. Sie sprachen nicht; es war so kalt, daß ihr Atem froh. Zuweilen wendeten sie den Kopf nach der Gegend der Kießgrube, aus der das Schimpfen der Posten im Eiswind verbellte. Aus den Abzugsrohren der vielen langen Dächer der Baraden stieg dünner, blauer Rauch; von der Dachrinne hingen spitze Eiszapfen. Der Lagerlautsprecher sandte Weihnachtsgesänge in die kalte, bißige Winterluft. Die Galatzenkreuzfahne auf hoher Stange hing schlaff wie ein langer Wutstreifen ins Grau des Nachmittags.

Trompetensignal blötte, kündete den Arbeitsanfang und den Beginn des Heiligen Abends an. Die Gefangenen in ihren dünnen grauen Anzügen, deren Streifen an den Hüften nähten und den Rücken entlang wie blutroie Striemen hervorstrichen, lehrten in die Baraden zurück, hielten den Feuerbüchsen der Defen ihre Hände hin, stritten um das bißchen Platz im Wärmekreis.

In einem der trostlosen Räume sah ein Gefangener für sich. Auch als der schrille Pfiff zum Essenaffen durch die Gassen strich, blieb er in seiner gebugten Haltung sitzen. Die Kameraden machten sich auf ihn aufmerksam, als sie an ihm vorbeigingen. Einer machte wieder kehrt, blieb ebenfalls zurück.

Der Sitzende sagte, ohne aufzusehen: „Nannst ruhig auch gehen! Brauchst keine Angst um mich zu haben!“ Er nahm den lahlgeschorenen Kopf in seine gespreizten Hände, die Spuren schwerer Arbeit zeigten. Das Gesicht war nicht zu sehen.

Der, den er angesprochen hatte, blieb in dem kalten Raum bei dem rohgezimmerten Tisch stehen. Er tat, als blinde er an dem Kameraden vorbei. So verharrten die beiden, bis die übrigen Inzassen mit lautem Getrappel vom Esien zurückkamen, ihre Eßgeschirre in der Wasche nebenan reinigten und sich zum

Schach, oder Kartenspiel oder auch zum Lesen an den Tischen niederließen.

Da erhob sich der abseits Sitzende, man sah nun sein Gesicht, es war nicht alt, aber wie aus hartem Holz geschnitten und nur die Augen darin schienen zu leben. Er ging schwer und müde hinaus. Der Kamerad, der bei ihm geblieben war, folgte ihm in einigem Abstand, sah, daß er plötzlich nicht weiterging. Auch er hielt inne. Drüben, vor dem Stacheldrahtzaun, im Dunkel ein Schatten nur, schritt der Posten auf und ab.

Nun fing der Mann da vorne schneller zu gehen an, immer an der langen Wand der Barade entlang, stockte, als er an dem im Finstern liegenden Arrestbau ankam, denn er hörte die Ketten klirren, lief weiter. Als er in das Ende der Lagergasse einbog, verharrte er wieder. Vorne, wo die Lagerstraße am Stacheldraht nicht weiter ging, jenseits des Hindernisses erhoben sich, den Rücken schwerfälliger, geduckter Tiere gleich, Dächer von niederen Häusern. Es waren die Baraden, die außerhalb der Gefangenschaft lagen.

Der Kamerad hatte ihn eingeholt, stand neben ihm, sah ihn am Arm.

„Was gehst du mir nach?“ zischte der Gefangene.

„Sei vernünftig! Komm herein!“ flüsterte der andere. Im gleichen Augenblick schrie der Posten, der sie bemerkt hatte:

Der kürzeste Tag

Wenn im Herbst der großen Sonne Licht
Wie ein Wackellicht schmilzt und fast erlischt,
Wundert es uns nicht,
Daß uns täglich auch der Mut entschwindet.

Tief in diesem Monat sinken wir
In des ewigen Dunkels Nähe,
Manchem ist, als ob er das Getier
Seines Grabes sähe.

Armer Nebel ist der Vormittag,
Mittag dümmert abwärts, kaum gerötet
Stürzt der Abend hin, vom Schlag
Einer eisern langen Nacht getötet.

Wie gefangen warten wir. Wer bricht
Aus so engem Auf- und Untergange?
Wer entflieht dem fliehbenden Licht?
Liegen bange — in der großen Zange —

Doch die Zeit, der riesigen Nächte satt,
Wendet sich, befehlend dem Kalender:
Und das Licht, von Blatt zu Blatt,
Mit dem fünf- und zwanzigsten Dezember.

Wieder steigt es, wie ein Fliegerheer,
Langsam erst und immer schneller,
Auch vor Frösten duckt es sich nicht mehr,
Und bald macht es selbst die Menschen heller.

Alfred Wolfenstein.

„Vom Zaun weg!“ Und er hatte den Karabiner schon in Schußbereitschaft.

Die beiden machten kehrt und wanderten langsam die Lagerstraße zurück. Aus dem Lautsprecher zwitscherte Kindergefang: Christi, der Retter, ist da...

Drüben, jenseits der hohen Lagermauer, hockten eng aneinander die niederen Baraden, in denen arme Leute wohnten. Lange Arbeitslosigkeit hatte sie verbittert, dann rebellisch gemacht. Als das Sonnenrad blutig und scharfgezackt über Deutschlands Himmel aufging, als die Diktatur ihre Gegner in Massen einkerterte, viele heimlich und offen tötete, da trochen diese Armen in ihre Hütten und mancher wurde herborgeholt und in das Konzentrationslager nebenan gesteckt. Auf die ehemals roten Häftlinge nähten die Frauen das neudeutsche Heidenkreuz, um vor den Häftlingen sicher zu sein...

Nun war Weihnachtabend in der unwohnlichen Baradenkolonie. Kleine Bäumchen mit etlichen Kerzen standen in armseligen Stuben. In einer dieser Stuben saß immer noch der Vater; er war Gefangener jenseits der hohen Mauer. Oft haben die Kinder am Lagerort gestanden, zu sehen, ob der Vater nicht mit einer Arbeitskolonne aus dem Tore marschierte. Nur einmal haben sie sein Gesicht erhascht, aber er hat sie nicht einmal gesehen, er hat geradeaus geschaut, als ginge ihn die Welt nichts mehr an. Vorgestern und gestern waren sie mittags ans Lagertor gegangen; vielleicht war der Vater bei den Weihnachtseinfassungen. Er war nicht dabei gewesen und nun sah die Familie in der Stube und wartete auf das Wunder. Die Mutter hatte ein Weniges gebaden und war immer ungeduldig geworden, so daß die Kinder ihr aus dem Wege gingen. Jetzt sah sie am Tisch, den Kopf auf die Hände gestützt. Das kleinste Krabbelte am Boden, die Größeren preßten die Nasen an die Fenster Scheiben und hauchten Löcher in die Eisblumen.

„Jetzt kommt Vater am Ende doch nicht mehr?“ sagte die Älteste und seufzte. „Ach, er sollte einfach über Zaun und Mauer springen können! Aber der Draht ist ja elektrisch geladen!“

Die Mutter sah wie eine Skulptur, den Blick starr auf das Bäumchen gesteuert, deren Kerzen wie schlange Finger im Grün der Weite standen. Sie sollten erst angezündet werden, wenn der Vater kam.

Die Beiger der Uhr standen senkrecht auf dem Zifferblatt. In der Barade nebenan sangen die Kinder, vom Ort her klangen die Gloden; sie läuteten den Heiligen Abend ein. Plötzlich fing das Esz zu weinen an, es hatte sich an der Tischkante gestossen und die amoren glaubten, es weine, weil der Vater nicht gekommen war, und weinten mit. Die Mutter rühte ihren Stuhl vom Tisch, alle flüchteten an ihren Schoß und sie saßen da wie ein Klumpen Schmers.

Die Mutter strich ihnen übers Haar, einzelne dicke Tropfen fielen aus ihren Augeneinkeln herab. „Ach Kinder“ sagte sie, „Ihr

sollt nun doch euer Weihnacht haben! Laßt uns anfangen!

Sie wollte sie hinauschieben, um die Kleinen Gaben unter das Bäumchen zu legen, da stellte sich die Aelteste resolut vor sie hin; sie war hager und hatte einen trostigen Mund im schmalen Gesicht. „Mutter“, jagte sie, „wir wollen keine Bescherung, wenn Vater nicht dabei sein kann. Wenn er nicht kommt, dann ist für uns nicht Weihnachten!“

Sie drängten sich an die Mutter. Etti löschte das Licht und die Dunkelheit schenkte ihnen Beruhigung. Die Mutter zog die Aelteste an sich und flüsterte: „Du bist mein tapferes Mädel! Vater wird es dir danken! Wir wollen jetzt nur an ihn denken!“

Der Wind tänzelte mit den Schneeflocken. Die grellen Scheinwerfer zerschneitten die schwarze Dunkelheit.

Zweitausend Männer saßen in den Baracken um die saßen Tische. Die Kartenblätter klackten diesen Abend nicht so laut auf die Tischplatten. Man hörte fast das Rascheln des Papierses der Lesenden beim Umbliättern. Die

Stille, die hier herrschte, war die eines tiefen Brunnens.

Aus dem Hause der Bewachungsmannschaft drang wüster Lärm, sobald die Türe sich öffnete. Auch hier saß man beim Kartenspiel. Aber es ging laut zu, zuweilen stieg ein rauhes Landknechtstied und die schwarzen Husaren des Diktators schmierzten sich dazu ihre Kehlen.

Sie saßen nicht, daß eine Viertelstunde vor dem Schlafsignal ein Gefangener ins Freie trat, wie hypnotisiert auf den stromgeladenen Stacheldraht eilig zuging, ihm unversehens mit der Hand nahe kam, mit einem blauen Flederschein zurücktaumelte, hinstiel und dalag wie ein vom Draht gefallener großer Vogel im Schnee. Auch der Posten hatte nichts gemerkt.

Bald darauf blies die Trompete zum Schlafengehen, zwei SS traten fluchend aus der Wachtube, um die Runde durch die Lagergassen und die Dunkelstiege zu machen. Sie ließen den grellen Schein der Poirtouillenslampe spielen.

Das war das einzige Licht, das an jenem heiligen Abend im Lager aufleuchtete. Er brachte den sehnsüchtig Harrenden keine frohe Botschaft. Walter Hornung.

Sensation am Weihnachtsabend

Die Passagierliste der „Me-de-France“, die am Weihnachtsmorgen des Jahres 1929 von Le Havre nach New York abging, war komplett. Von den Kabinen erster Klasse war keine einzige mehr frei. Die Weihnachtsfahrten — „les voyages de rébellion“ — dieses Schiffes waren berühmt und boten einer internationalen Gästeschar stets neue, bisher ungelassene Sensationen. Das war dagegen die „Rébellion“ in einem Modestol von Montmartre oder Champs-Élysées? Wer im Jahre 1929 seinen Weihnachtsabend originell verbringen wollte, kaufte sich eine Kabine auf der am 24. Dezember abgehenden „Me-de-France“. Das war nicht billig — aber schließlich schrieb man doch das Jahr 1929 und hatte noch mehr Geld als heute.

Zwei Stunden nach der Abfahrt von Plymouth, wo noch ein paar englische Passagiere an Bord gekommen waren, ließ der Kommandant die „Erstklassigen“ in den großen Speisesaal bitten, unter dessen transparenter Glaszuppel Pfund- und Dollarmillionäre zu dinieren pflegten.

„Meine Damen und Herren“, begann der Kommandant Georges Buroffe, „die Compagnie Générale Transatlantique hat Ihnen auch für diesen Weihnachtsabend besondere Ueberraschungen zugebacht; und wenn ich dieses Programm aus eigener Machtvollkommenheit umstoße, so geschieht es nur deshalb, weil ich sicher bin, Ihnen heute eine ganz außerordentliche Sensation bieten zu können.“ Als gewiegter Redner machte Kommandant Buroffe hier eine Pause, um die Spannung zu erhöhen. Er nickte Maurice Delobra zu, der eben eingetreten war:

„Vor wenigen Stunden ist in Plymouth ein Passagier an Bord gekommen, der keine Kabine reserviert hatte. Dieser Passagier ist ein weltberühmter Mann und trotzdem wir „komplett“ sind, bestand er darauf, mitgenommen zu werden. Er wohnt in einer Kabine, die ihm meine Offiziere zur Verfügung gestellt haben. Da uns nun der Zufall zu Hilfe kam, so mache ich Ihnen den folgenden Vorschlag: Der geheimnisvolle und weltberühmte Passagier, dessen Namen Sie alle kennen, dessen Existenz auf dem Schiff aber nur Mr. Delobra, meinen Offizieren und mir bekannt ist, wird nach dem Diner

vor Sie hintreten und Ihnen — in einem schwarzen Domino und maskiert — fünf Minuten lang etwas erzählen. Wer als erster den Namen des Geheimnisvollen errät und auf ein Blatt Papier schreibt, das er mir überreichen läßt, erhält die kostbaren Schmuckgegenstände, die Sie seit heute Mittag im Schaufenster des Juweliers bewundert haben. Ein Vasil Baharoff hat sie als Preise gestiftet. . . Die Beteiligung an diesem Wettbewerb, dessen Reinertrag dem Fonds für Hinterbliebene nach verunglückten Seeleuten zufällt, haben wir einvernehmlich mit 500 Francs bemessen. . .“

In der Stunde, die noch bis zum Weihnachtsessen blieb, herrschte auf der „Me-de-France“ eine wahre Haulse nach englischen Beiträgen. Für die Gesellschaftsrubrik der „Times“ wurden phantastische Preise gezahlt und die Passagiere notierten sich gewissenhaft die Namen der Prominenten, die dort ihre Amerikafahrt ankündigten. Die Preise, die Sir Baharoff gestiftet hatte, waren wirklich der Mühe wert und dazu kam noch der sporadische Ehrgeiz, den der Kommandant in richtiger Voraussicht mit der Wohltätigkeit verbinden hatte.

Die Spannung erreichte ihren Höhepunkt, als Maurice Delobra nach Beendigung des Diners auf ein improvisiertes Podium stieg. Er dankte für die zahlreiche Beteiligung und erwähnte nebenbei, daß der Hilfsfonds an diesem Abend um 300.000 Francs reicher geworden sei — eine Rekordsumme, die selbst auf der vornehmen „Me-de-France“ noch nie erreicht worden war. Nach ganz kurzer Zeit würde der weltberühmte, große Unbekannte erscheinen. . .

Stille, angespannte Erwartung.

Jetzt öffnete sich hinter dem Podium eine bis dahin unbemerkte gebliebene Türe und der Kommandant Buroffe trat ein. Hinter ihm erschienen ein mittelgroßer Mann, in einem schwarzen Domino, mit einer schwarzen Maske, die sein Gesicht vollkommen verhüllte, in den über seinen ein mittelgroßer Mann, in einem schwarzes Tuch. Es war eine unheimliche Erscheinung, die an Ku-Klux-Klan = Erzählungen und Schauererzählungen erinnerte — den Damen rieselte eine angenehme Erregung über den Rücken und die Herren hörten auf, skeptisch zu lächeln.

Masklos aber waren sie alle; wer konnte hinter dieser undurchdringlichen Maske stecken?

Die Bertörung stieg nach den einleitenden Worten des Conférenciers. Delobra begrüßte den Fremden französisch, der maskierte dankte mit den fehlerlos gesprochenen Worten: „Merci, mon cher ami!“, aber dann schlug er ein schwarzes Tuch auf und begann in tadellosem Englisch ein Gedicht vorzulesen. Ein Gedicht des berühmten englischen Dichters Robert Browning, wie er sagte.

Er las es nicht gut. Seine Stimme schien an den sentimental Stellen überzukippen, und war von dem weinerlichen, falschen Pathos getragen, das den Anfänger verrät. Auch das Gedicht, das er vortrug, mußte eine sehr frühe und unbelante Arbeit Browning's sein. Niemand hatte es je gehört — und es war doch zahlreiche Kenner der englischen Lyrik anwesend —, die Verse klangen uneben, die Gedanken unverständlich, fast wirr. Nur auf einige ältere Damen machte das die aufgetragene Gesichts, das an den zweiten Akt kitschiger Operetten erinnerte, einigermaßen Eindruck; eine englische Witze begann sogar hörbar zu schluchzen. . . Der übrige Teil des Publikums schwante zwischen Ratlosigkeit und Lachen. Nicht lange; der traurige Rezitator klappte sein Buch zu, verbogte sich ernst und verließ den Saal durch die Tür hinter dem Podium.

Die Gesichter der Passagiere waren nicht sehr geistreich. Einige gaben das Rennen auf, andere berieten fieberhaft. Fragen flogen über die Tische, dann wurden die ersten Zettel ausgefüllt.

Nach kurzer Pause, nachdem eine schnell zusammengestellte Jury die Einsendungen geprüft hatte, verkündete Kommandant Buroffe die Entscheidung: eine Anzahl von Stimmen war für den Prinz of Wales abgegeben. Dempsch, Fairbank und Buxler Skaton hatte jeder weit über 60 erhalten, Grod brachte es auf 32, Coderet und Maurice Chevalier auf 24; aber auch die anderen Größen dieser Zeit waren vertreten, Gigli, Tristan Bernard, Kellog, Shaw, Wallace, Morgan — es gab eigentlich keine Weltberühmtheit, die nicht genannt wurde. Trotzdem erklärte der Kommandant, er werde die schönen Preise leider für den Fonds in Vorschlag nehmen müssen, denn keinem unter den anwesenden 700 Passagieren sei es gelungen, den richtigen Namen zu erraten.

„Und wie heißt er?“, riefen einige vorlaute amerikanische Jünglinge, denen es um das sündhafte Geld leid zu tun begann.

„Sie werden es sogleich erfahren“, lächelte der Kommandant, „er will sich Ihnen selbst vorstellen.“

Die Neugierde stieg auf den Höhepunkt. Wem, welcher Weltberühmtheit war es gelungen, die Kenner von drei Erdteilen so an der Nase herumzuführen?

Einige Minuten später trauften es alle. Denn auf der Bühne war, wie aus der Verleugung, der Mann aufgetaucht, dessen bloßer Anblick die Herzen von fünf Erdteilen zum Rasen bringt. Der Mann, dessen tiefernste Komik alle bewunderten, von Alaska bis zum Äquator; der Mann, der so heiter und traurig ist wie unser Leben selbst. In seinen weiten fallenden Hosensack stand er da, mit dem Hüchen und Eisbären, den aufwärts gebogenen Schulden, dem traurigen Blick und dem zitternden Schurrebart. Wie ein Wirklichkeit gewordener Film erschien er den Ladies und Gentlemen, die ihn doch alle schon oft auf der Leinwand gesehen hatten: Charles Chaplin, der Weltberühmteste, höchstpersönlich!

Als sich der Weißall langsam gelegt hatte, hob Chaplin die Hand: „Ich habe Ihnen heute viel Wües angetan“, begann er, „das war nicht recht, denn Sie haben doch so viel Geld für

einen guten Zweck gegeben. Daß ich Sie eine halbe Stunde lang zum Besten gehalten habe, wäre noch verzeihlich. Aber ein größeres Verbrechen muß ich Ihnen gestehen; ich habe das Andenken und den Namen des großen Dichters Robert Browning besiedelt. Das Gedicht, das ich vorbrach, war nämlich gar nicht von Browning, wie wäre es ihm auch gelungen, einen solchen

Mist zusammenzuschreiben? Nein. Sie, meine Herrschaften, sind die ersten, die mich als Dichter kennengelernt haben. Ich kann es Ihnen nicht länger verheimlichen: das Gedicht war von mir. Ich selbst, hier warf Chaplin den Hut in die Luft und fing ihn grazios mit dem Kopf wieder auf, ich habe es vor einer halben Stunde gedichtet." Josef Wechsberg.

„So,“ sagte der Junge, „wir haben Christbäume immer gestohlen, als ich noch bei den Ziehheltern am Lande war.“

Frau Noids erbläste. Jonny schaute sich interessiert um, drehte den Hals, weil ihm das neue Hemd höchst un bequem und ungewohnt war. Er näherte sich dem Christbaum, betrachtete ihn und nahm eine Nuß herunter, machte sie zwischen den Zähnen auf und begann sie zu essen, wobei er nachlässig die Schalen auf den Boden hunkte.

Mister Noids ging zu ihm hin und meinte: „Jonny, du bekommst jetzt deine Geschenke. Wir haben dich sehr lieb und du sollst es bei uns gut haben.“

Der Junge schaute mißtrauisch auf. „Das haben meine letzten Ziehheltern auch gesagt. Dann war das Ged, das mein Vater hinterlassen hat, pfutsch und sie haben mich auf die Straße gesetzt. Dann hat man mich in dieses Waisenhaus gesteckt. Gut, daß Sie mich hierher genommen haben. Ich wäre dort ohnehin durchgebrannt.“

In diesem Augenblick wurden alle abgelenkt, denn Frau Noids bekam einen Weinkrampf. Das Stubenmädchen führte Jonny hinaus, der verständnislos die Achseln zuckte.

„Ach, das scheint mir nicht recht gelungen zu sein,“ bemerkte Mister Noids.

Durch Kränen flüsterte Frau Noids: „Dabei ist der Junge so hübsch. Die schönen, blonden Locken! Ach, Fred, er hat aber sicher viele Helfer. Aber ich werde ihn vielleicht doch behalten. Oder könnte man ihn nicht umtauschen?“

J. Kaut.

Knabe mit lockigem Haar

Mister Fred Noids, Chicago, und seine Gattin sind kinderlos geblieben. Wenn die beiden einmal — was selten genug vorkommt — eine ruhige Stunde miteinander reden, weil eben Mister Noids ausnahmsweise nicht gerade im Stogern und Mrs. Noids gleichzeitig gerade nicht bei einem Wohltätigkeitsfest ist, so sprechen sie von einem Kind, das sie gerne hätten. Nun nahte das Weihnachtsfest und Mister Noids hatte Angst davor, denn die schönsten Geschenke konnten an diesem Abend seine Frau nicht davon abhalten, ein wenig zu weinen — was die ganze Schminke in Auflösung brachte — und ein Kind zu wünschen, durch das der Abend erst Stimmung und Sinn bekommen würde. Als Mister Noids eben den Kurzsattel in der „New York Times“ gelesen hatte, fiel ihm ein Artikel auf, in dem berichtet wurde, daß auch heuer zu Weihnachten wieder zweitausend Kinder aus Waisenhäusern von kinderlosen Familien adoptiert wurden. Sogar der berühmte Filmstar K. in Hollywood und der Maschinentönig V. in Chicago hätten je ein Waisenmädchen an Kinder-Kinder Statt angenommen. Und er beschloß, seine Frau zu überraschen.

Mister Noids Sekretärin erschien platinblond und erbläste unter der Schminke, als ihr Mister Noids kurzweg sagte: „Fräulein Smith, ich möchte ein Kind. Könnten Sie sich nicht einmal umsehen. Am besten ist, Sie rufen vorerst die Waisenhäuser an.“ Fräulein Smith erholte sich, schludte und lächelte nachsichtig, als ihr Mister Noids sein Unternehmen erklärte.

Nach zwei Tagen legte Fräulein Smith ihrem Chef drei Photographien auf den Tisch und sagte: „Leider, Herr Noids, ist die Auswahl nicht mehr so groß. Hier haben Sie zwei Jungen und ein Mädchen, die noch zu geben waren. Ich habe sie gestern eigens für Sie photographieren lassen.“

„Wunderbar,“ sagte Mister Noids. „Also, ich nehme diesen blonden, gelockten Bubben. Etwa sechs Jahre alt, nicht wahr? Stellen Sie fest, ob er keine Verwandten hat, die uns lästig werden könnten und bringen Sie alles mit den Dokumenten in Ordnung. Nimmern Sie sich, wie es mit seinen Vorfahren aussieht. Ich brauche das Kind erst am 24. Dezember, gebadet, ordentlich angezogen und mit ein paar Grundregeln der Erziehung versehen.“

„Wird gemacht, Mister Noids, wird alles erledigt.“

Als am Weihnachtsabend die Nistelzweige an den Lampen und zwischen den Türen hingen und der Lichterbaum — in America neueste Mode vornehmer Leute — entzündet war und Mrs. Noids, ihre Schwester und ihre zwei verheirateten Nichten sich versammelt hatten, winkte Mister Noids und das Stubenmädchen führte einen blonden Knaben herein, dem eine helle Locke in die Stirne fiel, der eine Verbewegung machte und sich dann breitbeinig und verlegen hinstellte.

„Diesen Jungen — er heißt Jonny — habe ich adoptiert, um die eine Weihnachtsfreude zu machen“, sagte Mister Noids. „Also, begrüße

beine neue Mutter!“ und Mister Noids schob den Jungen seiner Frau zu.

Jonny schaute im Kreise herum und Frau Noids ging ihm entgegen, umarmte ihn und drückte ihn zärtlich an die Brust. Dann stürzte sie auf Mister Noids zu und umarmte auch ihn. Der Junge stand da und wußte nicht, was nun geschehen solle.

„Ich werde dir eine gute Mutter sein,“ sagte Frau Noids.

„Sie sind meine Mutter! Na, gut,“ bemerkte der Junge in derbem Amerikanisch der Straße. „Eigentlich hätte mir die dort besser gefallen.“ Und er zeigte auf eine der Nichten von Mrs. Noids.

Wenn ein Gespenst durch das Zimmer gegangen wäre, hätte die Wirkung nicht stärker sein können.

„Na,“ sagte Mister Noids rasch gefaßt, „jetzt schau dir einmal den Christbaum an. Den hat eigens ein Englein vom Himmel gebracht, um dir eine Freude zu bereiten.“

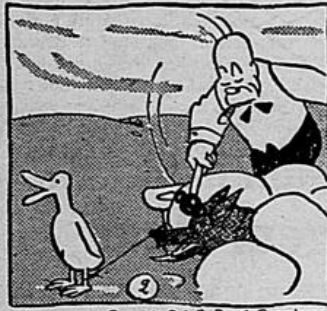
Das Schnippchen

Eine heitere Weihnachtsgeschichte von Oskar Baum

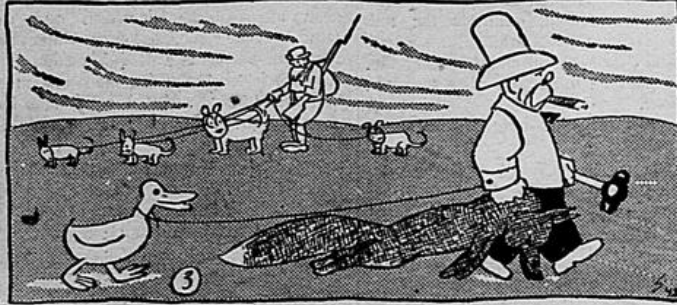
Das Vergnügen hatte Kalecki hinter sich. Im geschäftigen vorkesslichen Gedränge der Straßen sich unbedenklich lassen und über Geschenke für seine liebsten Menschen nachdenken, kann gewiß ein Vergnügen sein, wenn man sich den Betrag einmal zurechtgelegt hatte und er nicht wehrt. Aber abgesehen davon, daß das Nichtwehnen in seinen Verhältnissen ein sehr relativer Begriff war, ermüdete es und Kalecki sah schließlich, über das letzte Geschenk-Problem nachhaltig brütend, im Winkel eines Cafés, immer wieder von krügerischen Geburtstagen durchschüttelt, und konnte zu keinem Entschluß kommen. „Was schenke ich Onkel Pepp?“

Inspektor der Staatsbahnen Edmund Kalecki war vielleicht ein zu sanfter Mensch, um hier ohne weiteres die rechte Eingebung zu haben. Eines stand fest: Unter keinen Umständen wollte er heuer wieder im ausgedehnten Kreis der Verwandten verschiedenen Grades dastehen, mit geballter Faust in der Tasche und den vergnügten Gohn des Alten über sich und die Seinen ergehen lassen. Seit wie vielen Jahren ging es schon so! Immer wußte Onkel Pepp mit teuflischer Harmlosigkeit in entsprechendem Zeitabstand vor dem Fest seine überaus anspruchsvollen Wünsche ins Gespräch einfließen zu lassen. Wer in der ganzen Verwandtschaft hätte gewagt, diese Andeutungen nicht sogleich aufzufangen, sich einzuprägen und ihnen auf das Genaueste nachzukommen, auch wenn man das Letzte hätte dafür hergeben müssen? Kalecki hatte sich einmal richtig in Schulden gestürzt. Was tat man nicht alles, um hinter den anderen Verwandten nicht zurückzustehen und seinen Rang in der Beliebtheit des reichen Geiztragens zu behaupten! Und der Gute nützte in aller Offenheit unbar-

herzig diese Position aus, nahm in seinen Wünschen nicht die geringste Rücksicht auf die schweren drückende Umstände der einzelnen. Dabei konnte man eigentlich gar nicht wissen, ob das Vermögen des greisen Junggesellen wirklich so märchenhaft groß war, wie man allgemein annahm, ob es nicht vielleicht unter der verschiedenen Gefahren der Nachkriegszeit geschrumpft war und, wenn nicht, ob er es wirklich den Angehörigen hinterlassen oder nicht vielleicht in seiner Edele Liebe zugunsten einer großmäuligen Stiftung vermachend würde. Kalecki vergewagte sich bildkräftig die Weiße des festlichen Abends, wenn der Alte in seinem uralten fiedigen Schlafrock eben aus dem Bett aufgestanden, vom Kreis der Verwandten umgeben, die kostbaren Tribute von jedem einzelnen in Empfang nahm. Unertuglich waren seine lauernden spöttischen Augen, wenn er nachher mit einer von scherzhafter Bescheidenheit gesteigerten Großartigkeit und Feierlichkeit die beleidigend schäbigen, lächerlich wertlosen Gegenstände überreichte. Papiersoldaten den darüber schon hinausgewachsenen Knaben, den Mädchen kleckig bemalte Puppchen vom Nisolo-Markt, grobe Baumwolltaschentücher den Frauen und den Männern Brief- und Geldtäschchen von Wachsruch oder Pappdosen, mit selbstgestopften Zigaretten gefüllt. In den letzten Jahren war er immer vor Weihnachten erkrankt und mußte das Bett hüten. In seinem Alter waren Besorgnisse nicht von der Hand zu weisen. Alle haben schon das Erbe verliedend nahe und machten die letzten entscheidenden Anstrengungen, einander den Rang in seinem Herzen abzulassen. Nach Weihnachten kräftigte sich sein Zustand gewöhnlich wieder



Copyright P. L. B. Box 6 Copenhagen



Adamson auf der Fuchsjagd

und bald ließ seine Gesundheit nichts mehr zu wünschen übrig. Auch heuer war alles bisher programmäßig verlaufen. Bedachtam, mit genauer Bemessung der Leistungsfähigkeit jedes einzelnen, hatte Onkel Pepp seine Wünsche unter die Verwandten verteilt. Aber diesmal machte Kalečki nicht mit. Er hatte es satt. Er schämte sich vor seiner Frau, die ihn, bei dem feigen Duden unter die vorausgesetzte Demütigung, immer mit einem seltsamen Kächeln beobachtete. Andererseits freilich konnte er sich doch nicht aufs Gewissen nehmen, die Möglichkeit einer besseren Zukunft, vor allem für seine Kinder, aufs Spiel zu setzen, vielleicht zu verschmerzen. Wie war es anzustellen, daß man sich der Tribupflicht entzog, ohne daß einem ein Vorwurf gemacht werden konnte? Man würde dazu etwas brauchen, das nur im Märchen vorkommt. Ein Geschenk, das niemand gab und niemand erhielt und das doch da war. Oder gab es das nicht nur im Märchen?

Kalečki mußte diesmal mit seiner Familie verreisen und die Feiertage bei den fränkischen Eltern seiner Frau verbringen. Das konnte niemand auch nur im geringsten verdächtig finden. Das Geschenk oder richtiger: die Geschenke hatte er darum nicht vergessen. Pünktlich traf das Paket ein, von den wärmsten Wünschen familiärer Familienmitglieder in einem wohlgeleiteten Kollektivbrief begleitet, der auf die beifolgenden Geschenke im Detail bezeichnend bezugnahm. Aber als der Onkel das Paket öffnete, fand er es leer. Oder vielmehr: Es waren nagelneue Etwas einer ersten Juwelierfirma darin, denen man den kostbaren Inhalt unmißverständlich anmerkte, aber — er fehlte! Ein raffiniertes Postdiebstahl; man mußte Angelegenheiten. Wie — wirklich ein Postdiebstahl? Onkel Pepp las den vielteiligen Brief aufmerksam noch einmal. Und die Siegel der Verpackung waren, wie er sich erinnerte, unberührt gewesen, was sich jetzt nach Öffnung des Pakets allerdings nicht mehr beweiskräftig feststellen ließ. Er prüfte gar nicht erst das

Gewicht, ob es sich mit dem Aufgabesein im Einklang befände. Onkel Pepp mußte man nicht viel erzählen.

Vergebens wartete Kalečki, dessen Lieblingslektüre Detektiv- und Kriminalromane waren, auf die Anzeige des Onkels und die Untersuchung durch die Postbehörden. Er hatte seinen Plan erst ausgeführt, als er sich von einem Freund, den er beim Einkauf seiner Geschenke beriet, alle die äußeren Wahrzeichen des kostspieligen Einkaufs mit jama salbierter Rechnung für einen Scherz ausgebeten hatte. Aber die Vorsicht war überflüssig. Der Onkel erstattete keine Anzeige. Er fühlte sich übrigens dieses Jahr besonders schwach und hilflos. Er stand zur Feier gar nicht aus dem Bett auf. Und wenige Wochen nachher — die Nachricht wurde anfangs nicht geglaubt — verschied er eines leichten und sanften Todes. Kalečki, der nur einen sehr kurzen und ironischen Dankbrief für seine Sendung vom Onkel erhalten hatte, bereute bitter, was er mit dem Triumph besfreienden Vergeltungsgefühl erjonnen hatte. Hatte er sich noch zuletzt durch einen solchen Dummen-Zungenstreich alles verderben müssen?

Aber bei Eröffnung des Testaments, das in allerleibster Zeit, unmittlbar nach Weihnachten verfaßt worden war, stellte es sich heraus, daß Onkel Pepp den Staatsbahninspektor Kalečki zum Universalerben eingesetzt hatte. Und zwar mit einer ausdrücklichen Begründung, aus der hervorging, daß der Alte durch seine unmaßhigen Wünsche nur hatte herausbringen wollen, ob überhaupt einer und wer unter seinen Verwandten das Geld so richtig zu schätzen wisse, daß er es nicht aufs Ungewisse hinauswerfe. Endlich hatte einer die Probe bestanden. Alle empfangenen Geschenke hatte der Sonderling sorglich aufbewahrt und vermacht sie den Spendern wieder. Allerdings mußten sie den genau verbuchten kleinen Betrag für die feinerzeit erhaltenen Gegengeschenke an die Verlassenschaft zurückzahlen. „Habe ich nicht gewissenhaft für Euch gepart?“ lautete der betreffende Absatz des Testaments.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplice-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 316.

Von Dr. Samuel Gold.

Schwarz: Kf5, Del, Td2, Ld8, f3, Sa7, h5, Bd3, e3, f6, (10)



Weiß: Kf6, Da4, Te4, La6, Sg6. (5)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 315: Lg6-e4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Schöffel Atton, Schöbritz; Tepper Franz, Karlsbad; Sturm Heinrich, Brünn; Dinnebier Emil, Tetschen; Hyna Josef, Hostomitz; Nitsch Rosa, Trupschitz; Klotzig Rudolf, Strache Karl, Pfeiffer Ernst, Strache Rudolf, Jungmann Karl, sämtlich Großpriesen; Habl Erwin, Tyle Vladimír, Schindler Robert, Chimiak Teo, Lohmüller Hans, Hofeld Otto, Freund Antan, sämtlich Nestersitz; Wanicek Franz, Hertine; Bretschneider Otto, Drakowa, Walter Ludwig, Steinwitz Hans, König Anton, sämtlich Kwitkau; Tritsch Gustav, Wisterschan; Havel Franz, Modlan; Chroust Karl, Billn; Fracht Anton, Drakowa.

An alle Sektionsleiter!

Wir machen darauf aufmerksam, daß mit Anfang Jänner die Vereinstunnen abzuschließen sind, da mit Ende Jänner unbedingt mit den Bezirksmeisterschaften begonnen werden muß. Die Ergebnisse der Vereinstunnen sind dann sofort an die Kreisschlichtung zur Veröffentlichung einzusenden.

PARTIE Nr. 129.

Gespielt in Nottingham 1936.

Damengambit.

Weiß: Dr. Euwe Schwarz: Winter

- | | | |
|-----|--------|--------|
| 1. | d2-d4 | d7-d5 |
| 2. | c3-c4 | c7-c6 |
| 3. | Sg1-f3 | Sg8-f6 |
| 4. | Sb1-c3 | e7-e6 |
| 5. | e2-e3 | Sb8-d7 |
| 6. | Lf1-d3 | Lf8-e7 |
| 7. | 0-0 | 0-0 |
| 8. | b2-b3 | b7-b6 |
| 9. | Lc1-b2 | Lc8-b7 |
| 10. | Dd1-e2 | c7-c5 |
| 11. | Td1-d1 | Sf6-e4 |
| 12. | d4xc5 | Sd4xc3 |
| 13. | Lb2:c3 | b6xc5 |
| 14. | e4xd5 | e6xd5 |
| 15. | Ld2-e3 | Lb7-c6 |
| 16. | La6-b5 | Lc5-b7 |
| 17. | e3-e4 | Lc7-f6 |
| 18. | Lc3xf6 | Sd7xf6 |
| 19. | e4xd5 | Sf6xd5 |
| 20. | De2-e3 | Dd3-e5 |
| 21. | La6-c4 | Sd5-f6 |
| 22. | Sf2-g5 | Td8-e8 |
| 23. | De5-f4 | L7-h6? |

Ein schwacher Zug, Td8 oder La6 hätte zur Erhaltung eines guten Spieles genügt.

24. Sg5xf7! L7-f6
Tx17 geht nicht wegen 25. Td7, Tf8: 26. Tx17 mit nachfolgendem Dd8+.

25. S7-d6+ aufgegeben.
Weiß hat Qualität und einen Bauer mehr, muß folglich gewinnen.